

## Diskussionsbericht: Literaturkritisches Werten

Die Themenstellung des vierten Tages rückt nicht nur die praktischen und sozialen Bedingungen und die Handlungsrelevanz von Literaturkritik in den Vordergrund, sondern bringt auch einen gewissen Aktualitätsdruck mit sich. Sie zwingt die Diskutanten dazu, sich in einem stärkeren Maß als an den vorhergehenden Tagen dem Problem auszusetzen, wie überhaupt »die Gegenwart zu denken« sei (Gumbrecht): eine Gegenwart, die die Voraussetzungen der im 18. Jahrhundert ausdifferenzierten modernen Literaturkritik, nämlich Buchkultur und Bildungsdenken, grundsätzlich in Frage stellt. Dieser Versuch, »die Gegenwart zu denken«, muß notwendig eine doppelte Richtung nehmen. Es geht einerseits darum, das Verhältnis zwischen traditioneller Literaturkritik, Markt und Medien im Zusammenhang mit dem allgemeinen Bedeutungsverlust humanistischer Bildungsideen zu untersuchen und zu fragen, in welcher Weise das herkömmliche Rollenbild des Literaturkritikers, sein Schreiben und seine Wirkung davon betroffen sind. Das bringt auch kritische Rückfragen an die Prämissen der Diskussion im ganzen mit sich. Andererseits müssen zumindest vorläufige Antworten darauf gefunden werden, wie man sich, sei es in bezug auf persönliche Einstellungen, sei es auf alltagspragmatischer und institutioneller Ebene, zu den aktuellen Entwicklungen zu verhalten habe.

### *Vorlage Lorenz (Handkes Anfänge)*

Dieses Schwanken zwischen analytischer und normativer Betrachtungsweise wird schon in der Diskussion des ersten Beitrags deutlich. Lorenz faßt seine Vorlage in dem Hinweis zusammen, daß Handkes Selbstinszenierung als Schriftsteller aus dem Zusammenspiel dreier Dispositionen zu verstehen sei: einem persönlichen Aufbegehren, einer kollektiven Bereitschaft zum Bruch mit Traditionen am Anfang der sechziger Jahre und einer merkantilen Disposition zur Plazierung bestimmter »subversiver« Bücher auf dem Markt. In der anschließenden Debatte nimmt die Frage großen Raum ein, wie Handkes persönliche Protestattitüde zu Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn einzuschätzen sei. Es wird der Vorwurf erhoben, daß Handke durch sein Lebenskünstlertum und durch die Fragwürdigkeit seines Protests ohne Wertung und Systemorientierung einen »Beitrag zum Verschwinden des Publikums« (Burneva) und damit zum Verfall der Wirksamkeit von Literatur geliefert habe. In eine ähnliche Richtung geht die Bemerkung, Handkes Protest sei weniger eine

inhaltliche und substantielle Auseinandersetzung mit herrschenden Werten als eine Sache der Strategie und des Verfahrens gewesen; auf der Ebene der publizistischen Präsentation entspreche dies der Prädominanz des poetischen Verfahrens vor dem Geschriebenen in der modernen Literatur überhaupt.

Andere Beiträge gehen weniger auf solche persönlich-moralischen als auf die funktionellen Aspekte von Handkes Selbsteinführung in der literaturkritischen Öffentlichkeit ein. Es wird davor gewarnt, von den alltäglichen medialen Bedingungen zeitgenössischer Literaturproduktion absehen zu wollen und überall dort in eine pejorative Rede zu verfallen, wo andere Medien als das Buch und im Zusammenhang damit auch neuartige Strategien, sich im Feld der Literatur zur Geltung zu bringen, in den Blick rückten. Eine solche Abwehr würde in der Konsequenz nur zu einem verbrauchten Kulturpessimismus führen, zu dem die Literaturkritik eine starke Neigung zeige. In dieser Hinsicht sei auch der Dekonstruktivismus, zumal in Paul de Mans skeptizistischer Version, weniger Theorie der Gegenwart als ihr Symptom. Gumbrecht spricht von dem »Ghetto« eines spätbürgerlichen Kulturverständnisses, in dem sich auch die Debatte des Symposions bewege.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wird der Auffassung widersprochen, daß Handkes eklatträchtiger Protest gegen die Konventionen der Nachkriegsliteratur bloß formaler Natur gewesen sei. Literaturkritik von Autoren sei stets im Kontext ihrer Produktion zu sehen; so sei auch Handkes Auftritt 1966 in Princeton keine Initialhandlung, sondern ein Schritt in seinem Werkprozeß gewesen. Der Auftritt stehe in enger Verbindung mit der immanenten Literaturkritik, die Handke in seinen Arbeiten, etwa den frühen Stücken »Kaspar« und »Publikumsbeschimpfung«, als eine kritische Selbstreflexion der Dichtung engagiert betrieben habe.

Daneben wird auch dem strategischen Effekt solcher Publizitätsschaffung eine Berechtigung zugestanden. Handkes Versuch einer Öffentlichkeitslenkung lasse sich historisch auf die Techniken der Leserlenkung im 19. Jahrhundert zurückbeziehen, die nicht nur der Eigenreklame von Autoren, sondern auch der Durchsetzung von Erkenntnissen dienen sollte. Neumeister bringt die allgemeine Frage, wie weit ein Autor an seiner »Sichtbarkeit« mitwirken könne, mit dem von ihm am Beispiel Baudelaires dargestellten Dandytum in Verbindung. Handkes Medienauftritt wie umgekehrt Thomas Bernhards Medienverweigerung gehorchten dem Muster des literarischen Dandyismus in der klassischen Moderne, Öffentlichkeit dadurch zu erzeugen, daß man sich ostentativ vom Publikum absetzt. Die »Gier nach Selbstkommentaren« in den heutigen Medien biete den Autoren die verstärkte Möglichkeit, sich durch eine gesteuerte Präsenz im literaturkritischen Betrieb zu etablieren.

Diese Einschätzung wird auch durch weitere Diskussionsbeiträge bestätigt. Es zeigt sich, daß in der Literaturkritik ein sehr wirksamer Subdiskurs der chronique scandaleuse feststellbar ist. In der Langeweile der Tagung der Gruppe 47 vor dem Hintergrund des Vietnamkrieges und gemessen an der Erwartung der Zeitungsreporter, Neuigkeiten melden zu können, hätten die Mittel der traditionellen Literaturkritik nicht ausgereicht, um Öffentlichkeit zu erzeugen. Auch am Beispiel Enzensbergers oder Martin Walsers lasse sich die

Tendenz verdeutlichen, Auftritte zu Politika zu stilisieren, an die sich dann die Literaturkritik anhängt. Für viele Literaten bestehe auch eine schlichte Notwendigkeit, alle nur möglichen Strategien zu ihrer Subsistenzsicherung zu bemühen.

Aus solchen Feststellungen ergibt sich die methodische Konsequenz, die Wahl der Formen auktorialer Selbstinszenierung nicht mehr den einzelnen Subjekten, ihren charakterlichen Dispositionen und ihren Motiven zuzurechnen, sondern dem Diskurs, in dem sie sich bewegen. Was sich auf den ersten Blick als ein ganz und gar persönlicher und individueller Impetus zeige, erscheine vor dem Hintergrund solcher Strukturen als »Simulation« (Jaumann). Das führt zu der Forderung, die herkömmlichen Beschreibungsformen in der Terminologie Subjekt – Werk – Wirkung in der Nachfolge Foucaults und anderer Sozialtheoretiker durch die Begriffe System – Diskurs – Strategie abzulösen. Subjekte seien dann nicht mehr als Inhaber von Diskursen und Strategien zu verstehen, sondern als Folgen und Effekte diskursiver Regeln; die Kategorien, die zur Beschreibung literarischer Ereignisse dienen sollten, seien folglich zu »anonymisieren« (Wagner-Pitz).

#### *Vorlage Swales (F.R. Leavis)*

Zu solchen methodologischen Forderungen steht Swales' engagiertes Plädoyer für eine ethisch verantwortliche Literaturkritik am Beispiel von Leavis in unmittelbarem Gegensatz. Swales leitet die Debatte über seinen Beitrag mit einer persönlichen Anekdote ein, die den Vorgang des Lesens exemplarisch darstellen soll. Er betont, daß Lesen mit einer Art Dopplung des Bewußtseins einhergeht. Der Leser, der sich von der Fiktion gefangen nehmen läßt, weiß andererseits stets um den fiktionalen Charakter dessen, was er liest. Dieser multiplen und simultanen Beschaffenheit des Lesevorgangs müsse methodisch Rechnung getragen werden. Der Dekonstruktivismus habe, so Swales, deshalb nichts mit Literatur im vollen Verständnis des Wortes zu tun, weil er nur die eine Seite des Lesevorgangs wahrnehme und die Referentialität des Gelesenen systematisch ausblende. Literaturkritik dürfe aber den subjektiven Anteil der Leseerfahrung und ihren Gegenwartsbezug nicht unterschlagen. Entsprechend tritt Swales auch für eine Literaturwissenschaft ein, die sich mit der Literaturkritik durch Bezug auf den Leser und die Welthaltigkeit des Lesens verbindet.

Als Kommentator macht Mattenklott deutlich, daß sich der individualistische Geltungsanspruch, der sich in Leavis' entprofessionalisiertem Umgang mit Literatur äußert, den auf dem Symposion am Vortag unternommenen Versuchen, literaturkritische Urteile verbindlich zu begründen, schon vom Ansatz her entzieht. Leavis berufe sich nicht auf einen herzustellenden *sensus communis*, sondern auf individuelle Entscheidungen; sein Urteil sei nicht kategorisch, sondern exemplarisch begründet. Kritik habe bei ihm eine appellative Funktion, sie solle den Gehalt der Literatur dem Leben zuführen und insistiere darauf, das anarchische Potential von literarischer Erfahrung, das sich der kulturellen Entropie der Massengesellschaft widersetze, ungemindert zu erhalten.

Leavis' Auffassung von literaturkritischer Praxis kehre deshalb die vom deutschen Idealismus abgeleitete Frage, wie allgemeine Urteile über Kunst möglich seien, in die Frage um, was an der Literatur den Kritiker erfordere. Dieser Begründungsgang der Literaturkritik von der Literatur selbst her lasse den Kritiker in der Intensität seiner Tätigkeit vergessen, daß er eine institutionelle Rolle spielt.

Die weitere Debatte ist durch die Frage geprägt, inwieweit eine von persönlichem Ethos getragene Literaturkritik, für die Leavis historisch einsteht – als Parallellfall im deutschsprachigen Raum wird Kraus genannt –, heute noch Modellcharakter haben könne. Es ist die Rede davon, daß der von Leavis vertretene Kritikertypus nicht als historische Option, sondern als bloße Charaktermaske in der Gegenwart fortbestehe. Gegen den aus Swales' Vorlage herausgehörten Versuch, den literary criticism des 19. Jahrhunderts von neuem etablieren zu wollen, erheben einige Diskussionsteilnehmer grundsätzlichen Einspruch. Man äußert den Verdacht, daß es sich dabei um einen Ausdruck der Verlegenheit handle, der gegenwärtigen Delegitimation von Literatur und Literaturkritik durch eine Rückblendung auf die intakten Autoritätsverhältnisse des 19. Jahrhunderts auszuweichen. Einwände ergeben sich auch vor dem Hintergrund historischer Erfahrungen in Deutschland. Leavis' Anspruch, die Moral in den Bereich der Ästhetik zurückzutragen, wird der nationalpolitischen Begründung für Literatur durch Wilhelm II. zur Seite gestellt, die auf der Basis eines ähnlich lautenden Moralismus erfolgt sei.

Auf der anderen Seite gibt es Stimmen zugunsten einer ethisch fundierten, sich auf die Integrität der einzelnen Kritikerpersönlichkeit stützenden Literaturkritik. Leavis' nicht analysierender und in diesem Sinn synthetischer Umgang mit Literatur, seine Vorstellung von Koproduktivität und Kongenialität der Kritik, so wird geäußert, seien auch heute grundsätzlich zu befürworten. Werner setzt sich nachdrücklich für eine Form der Kritik ein, die im Dienst des Lesers stehe, sein Recht auf Aneignung und Verständigung wahrnehme und deshalb subjektiver Verantwortung und Redlichkeit bedürfe. Im Hinblick darauf lasse sich Leavis' kritisches Programm durchaus aktualisieren. Wenn Kritiker Literatur mitkonstituierten, müßten sie der Relativität ihrer Urteile auf verantwortliche Weise Rechnung tragen. Das erlaube kein Absehen von der Moral; auch die Literaturwissenschaft könne keine abstrakte, moralfreie Wissenschaftlichkeit für sich beanspruchen.

Swales weist abschließend darauf hin, daß die Literaturwissenschaft schon immer unreflektiert an kritischen Wertungen teilhabe. Interpretation sei nichts anderes als eine fundiertere Form solcher Kritik. Deshalb sei ein persönliches Engagement der Beteiligten im Namen der literarisch interessierten Öffentlichkeit zu wünschen. Zur Legitimation der Literaturwissenschaft fügt er an, daß sie mit ihren Gegenständen durch das gemeinsame Medium verbunden sei, nämlich die Sprache. Die wissenschaftliche Behandlung von Texten bedeute deshalb auch eine Art Sprechenlernen, eine Einführung in den sensibleren Umgang mit Sprache.

### *Vorlage Anz (Literaturkritisches Argumentationsverhalten)*

Ist es Swales in erster Linie darum gegangen, auf emphatische Weise das Selbstverständnis eines Literaturkritikers zu rekonstruieren, so fragt Anz nach der formalen Objektivierbarkeit literaturkritischer Argumentationen. Er leitet die Verhandlung seines Beitrags mit einer Reihe prophylaktischer Selbstzweifel ein. So bestünden noch Mängel in der Argumenttypologie und der Beschreibung der Argumentationsstrukturen. Die Ergebnisse könnten zunächst nur vage und kaum mehr als Vermutungen sein. Anz will im Hinblick darauf seinen Beitrag als ein Probehandeln verstanden wissen, dessen Ergiebigkeit sich erst noch erweisen müsse. Er bemerkt kritisch, daß das von ihm entwickelte Verfahren sehr aufwendig sei und Genauigkeit möglicherweise nur vortäusche. Als dessen Vorteil nennt er die Überprüfbarkeit der zu erzielenden Resultate. Vielleicht lasse sich die Debatte vom Vortag über das ästhetische Urteil bei Kant von der Argumentenanalyse her reformulieren. Die Analyse des Argumentationsverhaltens müsse nicht auf eine Allgemeinverbindlichkeit von Urteilen oder auf den Begriff einer allgemeinen Subjektivität zurückgreifen; vielmehr seien situationale und typologische Einschränkungen mitformulierbar. Das Argumentationsgerüst erlaube an jeder Stelle einen begründbaren Dissens.

In der Diskussion geht es entsprechend weniger um den Gegenstand von Anz' Analyse als um das Für und Wider seiner Methode. Dabei werden zum Teil sehr starke Bedenken laut. Wenn Anz die regelgeleitete Kommunikationspraxis innerhalb der Literaturkritik zu analysieren unternahme, wendet Viehoff ein, müsse seine Theorie in ihrem heuristischen Stadium größtmögliche Komplexität anstreben. Hier seien Defizite der Vorlage auszumachen, sowohl was andere mögliche Zugänge neben der Argumentenanalyse als auch was die wichtige Unterscheidung zwischen persuasiven und argumentativen Aspekten der Kommunikation betreffe. Auch müsse die Handlungssituation der Kommunikanten berücksichtigt werden. Ein noch grundsätzlicherer Zweifel am Ertrag des Verfahrens ergibt sich wegen der mangelnden Spezifität seiner operativen Begriffe. Die »leere Wertkategorie« (Bubner), von der Anz ausgehe, verberge gerade die Besonderheit des Ästhetischen.

Als ein interessanter Aspekt kommt zur Sprache, daß die Argumenttypologie literaturkritischer Urteile wissenschaftsgeschichtlich auf die Tradition der klassischen Rhetorik, insbesondere der Statuslehre, rekurriere. Im Hinblick auf die am Vortag besprochene Herleitung der Rhetorik aus der Urszene des Gerichtsverfahrens wendet sich die Diskussion dem Verhältnis zwischen Wertung und Macht zu. Weil die Argumentenanalyse wegen ihrer rein inhaltlichen Ausrichtung zur Erfassung von diskursiven Machtverhältnissen nicht geeignet scheint, werden in diesem Punkt methodische Gegenvorschläge unterbreitet. Barner erläutert am Beispiel einer Studie zur Rezeption von Martin Walsers »Ein fliehendes Pferd«, wie kritikgeschichtlich auf die Stellungnahme großer Autoritäten zahlreiche Anhängediskurse folgten. Solche argumentativen Filiationen ergäben in ihrer Gesamtheit ein Bild der »Machtverhältnisse, aufgefächert in Chronologie«.

In letzter Konsequenz, so ein Ergebnis der Debatte, würden durch den Nachweis von Argumentationsfiliationen die auch von Anz wohl noch unterstellte innere Rationalität individueller Werturteile und erst recht deren systematische Begründbarkeit zweifelhaft. Die Analyse von Argumentationsstrukturen müsse ein rein phänomenologisches Interesse verfolgen. In diesem Zusammenhang kommt der sprechakttheoretische Ansatz ins Gespräch. Es wird gefragt, ob man überhaupt über eine basissemantische Theorie verfüge, um objektive Texteigenschaften festzustellen, die für die einzelnen Sprechakte eine methodisch zugängliche Grundlage bieten. Man unterstreicht zudem die Differenz zwischen einem affektiven und einem argumentativen Bereich von Literaturkritik; die Arbeiten Jürgen Links könnten als Grundlage dafür dienen, auch die Metaphorik von Argumentationen zu untersuchen.

In seinem Schlußwort betont Anz, daß sein Anliegen darin bestehe, ein Instrumentarium zur Beschreibung *faktischen* Argumentationsverhaltens zu entwickeln. Es könne also nicht um Fragen der logischen Urteilsbildung gehen. Überhaupt könnten nicht literarische Texte als reine Objekte der literaturkritischen Bewertung isoliert werden; auch der Bezug auf die Leser und äußere Umstände anderer Art spielten hier eine Rolle. Auf den Einwand, daß sein Argumentationsschema zu generell sei und auch für nichtästhetische Urteile gelte, entgegnet Anz, daß eine spezifische Bindung an den Gegenstand durch die sprachliche Füllung der von ihm zunächst nur formelhaft dargestellten Kategorien und Merkmale geleistet werde. Er stimmt zu, daß das Instrumentarium der Argumentenanalyse der Rhetorik entstamme. Es lasse sich überhaupt sagen, daß die Pragmatik aus der Rhetorik hervorgehe. Man könne für die Literaturkritik ein System von pragmatischen Schreibnormen angeben. So müsse sich die Rezension bestimmten Umfangsnormen fügen, und eine wissenschaftliche elaborierte Argumentation in diesem Rahmen werde als Normverstoß durch den Vorwurf der Langeweile sanktioniert.

*Vorlage Viehoff (Literaturkritik 1973 und 1988)*

In der Bandbreite der methodischen Ansätze, die auf dem Symposium vertreten werden, wählt Viehoff als einziger einen dezidiert empirischen Zugang zum Thema. In diesem Sinn entwirft er eingangs das Programm, durch ein Netz historisch-empirischer Studien die »Orchestrierung des gesellschaftlichen Geschmacks« (Bourdieu) möglichst umfassend mit dem Ziel nicht bloß spekulativer, sondern wissenschaftlich gesicherter Ergebnisse zu untersuchen. Seine Replikationsstudie stößt in der Diskussion aber auf eine teilweise sehr energische Kritik. Es sind nicht zuletzt sein Wissenschaftsbegriff und dessen methodologische Implikationen, die mit zunehmender Schärfe in Frage gestellt werden.

Systematisch lassen sich drei Hauptrichtungen der geäußerten Einwände unterscheiden. Erstens kommen Zweifel am Sinn von empirisch-statistischen Untersuchungen im allgemeinen zum Ausdruck. Zweitens wird gefragt, ob nicht die vorgenommene Kritikerbefragung und ihre Auswertung mit einem

verkürzten handlungstheoretischen Ansatz operiere. Zum dritten wird der handlungstheoretische Ansatz überhaupt vom Problemstand der Diskursanalyse her angegriffen.

Vormweg, der 1973 noch an Viehoffs Befragung teilgenommen hat, nutzt schon das Korreferat zu einer persönlich engagierten Bekundung seiner Skepsis sowohl in bezug auf die Umfragemethoden als auch bezüglich der Richtigkeit der Angaben. Er äußert vehemente Zweifel daran, daß die Eintragungen in den Fragebögen mit dem übereinstimmen, was die Befragten wirklich dächten. Die Sprache der Kritiker sei weitaus aufschlußreicher als die Umfrageanalyse. Er halte es für ein Vorurteil, daß man über Literaturkritiker sprechen könne, ohne über deren Kritiken zu sprechen. Sinnvoller wäre es seiner Ansicht nach gewesen, die Kritiken der Vergleichsjahre zu sammeln und historisch zu analysieren; man hätte dann mit differenzierteren und aussagekräftigeren Ergebnissen rechnen können. Sein Motiv, an der Umfrage von 1973 teilzunehmen, sei guter Wille zur Beförderung universitärer Interessen gewesen. Der späteren Befragung habe er sich aber aus Widerwillen gegen das Diktat der Fragen und den Zwang zu verkürzenden Antworten verweigert.

Vormwegs Einwände, die sich auf seine praktische Erfahrung als Kritiker gründen, werden von literaturwissenschaftlicher Seite bekräftigt und untermauert. Die Vorlage erscheint als unzulänglich, weil sie nicht berücksichtigt, welche anderen, bei der Umfrage nicht thematisierten Vorerfahrungen in die jeweilige Motivation einfließen könnten. Mit Max Weber (»Soziologische Grundbegriffe«, in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen <sup>3</sup>1968, S. 548f.) sei festzuhalten, daß das »spezifische Gewicht« (Gumbrecht) einer theoretisch isolierten Motivation gegenüber den übrigen Vorerwartungen nicht bestimmbar sei. In eine ähnliche Richtung geht die Kritik an Viehoffs methodischer Unterstellung, Handlungsintentionen und faktische Handlungen als deckungsgleich anzusehen. Es komme aber, so Anz, gerade auf die Differenz zwischen der persönlichen Motivation und dem Selbstverständnis eines Literaturkritikers einerseits und seinem tatsächlichen, durch Normen bedingten Argumentationsverhalten andererseits an. Deshalb sei darauf zu insistieren, daß literaturkritische Texte anders als die literarischen Texte selbst mit rhetorischen Mitteln untersucht werden müßten.

Wagner-Pitz unterzieht den handlungstheoretischen Ansatz als solchen einer fundamentalen methodischen Kritik. In einer eigenen Untersuchung zur »Veränderung der politischen Einbildungskraft« habe er zeigen können, daß die von Viehoff in seinen Tabellen vorgenommene Zuordnung von Semkomplexen und politischer Einstellung auch ohne Subjekt und Handlung erklärbar sei. So sei das Verhalten des Sems »radikal« politisch durch den Terrorismus der siebziger Jahre und sein publizistisches Echo bedingt. Die semantischen Profile, in denen Viehoff individuelle Werturteile vorzufinden glaube, seien in Wirklichkeit medial produziert. Das »Handeln« finde im Text selbst statt. Was Viehoff als literaturkritischen Metadiskurs und persönliche Einstellung denke, sei subjektlos aus der diskursiven Struktur der Medien verstehbar. »Urteile« würden dann ihren personalisierten Überbau verlieren und zu »Diskursstellen« werden.

In einer zusammenfassenden Entgegnung erwidert der Referent, daß er

Vormweg Zweifel an echten Umfrageantworten als »Vorwurf der Unehrllichkeit« der Befragten zurückweisen müsse. Die relativ hohe Rücklaufquote bei beiden Umfragen lasse auf deren Akzeptanz bei den Beteiligten schließen. Auch könne er die individuellen Einstellungen der Literaturkritiker nicht bloß als Reflex auf die Medienpräsenz der entsprechenden Werte ansehen. Für ihn bleibe die Leitfrage sinnvoll, welche motivationalen Einstellungen in den Umgang mit Literatur eingingen. Es sei empirisch erwiesen, daß diese Einstellungen einen bedeutenden Anteil an Handlungen hätten.

*Vorlage Müller-Michaels (Didaktische Wertung)*

Müller-Michaels kommentiert seine Vorlage aus einer gewissen Distanz und bezichtigt sich selbstkritisch der »Werturteilsfreudigkeit« und einer darin verborgenen »Anmaßung«. Der Diskussionsrunde wirft er allerdings vor, keinerlei Stützen für das Anliegen der didaktischen Wertung geboten zu haben. Zwar könne hinter Walter Benjamins Erkenntnis vom Verlust aller kritischen Maßstäbe nicht zurückgegangen werden. Die Beiträge des Symposiums hätten jedoch ihre Werturteile jeweils in Modellen zu verbergen versucht. Statt dessen sei ein Ethos der Einmischung und der Offenlegung von Prinzipien nötig. Aus der Perspektive des Didaktikers müßten neue Anforderungen an die Literaturkritik gestellt werden. Nach der Zeit Friedrich Schlegels habe sich die Aufgabenteilung durchgesetzt, Bewertung des Modernen als Sache der Literaturkritik, Bewertung des Klassischen hingegen als Sache der Didaktik zu behandeln. Diese Funktionstrennung müsse bis zu einem gewissen Grad rückgängig gemacht werden: Literaturkritik solle sich auch für das Nichtmoderne zuständig fühlen, umgekehrt müsse die Didaktik ihre Selektion des Klassischen kritisch begründen. Damit müsse auf Kriterien aus dem Bereich der Wirkungsästhetik, etwa auf den Aspekt des Belehrens in der Literatur, zurückgegriffen werden.

Die Diskussion der Vorlage konzentriert sich im wesentlichen auf zwei Problemfelder. Zunächst wird nach der geistesgeschichtlichen Grundlage gefragt, auf der sich der Klassikbegriff in Deutschland gebildet hat. Unmittelbar damit verbunden ist die grundsätzliche Frage, wie schulische Kanonbildung funktioniert und ob sie notwendig und wünschenswert ist. Darüber kommt es zu einem lebhaften Meinungsstreit, dessen berufsbedingt und weltanschaulich kontroverse Positionen im folgenden entsprechend deutlich herausgehoben werden.

In einer längeren Replik auf Müller-Michaels macht zunächst Gumbrecht deutlich, daß es sich bei dem zur Debatte stehenden Klassik-Begriff um eine deutsche Besonderheit handle, die in dieser Form in anderen Nationalliteraturen nicht zu finden sei. Die klassischen Texte in Deutschland würden einerseits bewußt in ihrer historischen Entfernung, also in ihrer Zeitlichkeit, wahrgenommen. Sie würden andererseits gerade in diesem historischen Abstand mit immensem hermeneutischem Aufwand gegenwärtig gemacht, als ob sie ewige Wahrheit besäßen. Das sei ein in der französischen und spanischen Literaturhistorie unbekanntes Paradox. Grundsätzlich müsse gefragt werden, ob wir

heute noch, wie Müller-Michaels mit didaktischer Ambition voraussetze, unter den »Bedingungen des historischen Bewußtseins« stünden. Vielmehr scheine seit langem eine Historisierung des historischen Bewußtseins und damit eine Historisierung von »Klassik« eingesetzt zu haben. Im Bewußtsein der Schüler etwa sei möglicherweise gar kein Problem mehr mit dem Faktum eines historischen Abstands verbunden. Ihnen historische Reflexion zu imputieren, komme dann einer gewaltsamen Abminderung spontan positiver Literatureffekte gleich. Historisches Bewußtsein sei offenbar nur noch für eine kleine intellektuelle Gruppe wichtig und identitätsstiftend. Wenn dies aber so der Fall sei, büße der Literaturdidaktiker einen Großteil der von ihm beanspruchten Rolle als Sachwalter und Vermittler des Werkekanons ein. Gumbrecht weist darauf hin, daß die Vorlage in dieser Hinsicht Serres und Luhmann gegen deren Intention adaptiere. Serres wolle den Vermittler gerade entbehrlich machen. Und von der Systemtheorie des späteren Luhmann her sei die Frage, was die Literatur für die Gesellschaft erbringe, obsolet, weil diese beiden Systeme sich nicht umstandslos zusammenschließen lassen. Statt nur alte Selbstverständnismformeln weiterzutragen, müsse man sich auf die Provokationen neuer Theorien einlassen. Die Funktionsfrage der Literatur werde in erster Linie von den Literaturwissenschaftlern selbst gestellt; das sei nichts weiter als »unser kultureller Habitus«.

Müller-Michaels entgegnet, daß die Utopie eines Lebens ohne Vermittler oder Verteiler, wie sie Serres vorschwebt, heute noch nicht möglich sei. Daß er inhaltlich an den frühen Luhmann anknüpfe, habe seinen Grund darin, daß sich Didaktik nicht als autopoetisches System (im Sinn von Niklas Luhmann, Soziale Systeme, Frankfurt/Main 1984) begreifen lasse. Es gebe vielmehr eine fließende Beziehung zwischen den Teilsystemen Erziehung und Wissenschaft. Zur Verteidigung eines emphatischen Klassikbegriffs führt Müller-Michaels seine Auffassung an, daß Texte auch durch historischen Abstand hindurch sprächen. Eben solche aktualisierbaren Texte seien »klassisch« zu nennen. Jede Kanonbildung impliziere die Frage der Normen. Er gehe von der Idee von Mündigkeit und Selbstbestimmung, inhaltlich: Menschlichkeit, aus und betrachte die klassische Literatur als ein Anschauungsmaterial für die Kämpfe, die um diese Werte geführt worden seien. Gegenüber den Versuchen der Politik, nur explizit reproduzierbaren Lernstoff im Unterricht zuzulassen, halte er die Forderung aufrecht, bei den Schülern einen umfassenden Bildungsprozeß in Gang zu setzen. Dazu gehörten Texte, die auch heute noch ein Angebot an Reflexion enthielten. Es gebe eine Dialektik von Historik und Aktualität: geschichtsträchtige Texte blieben aktuell, aktuelle Texte würden geschichtsmächtig. Da Bildung sich in der Aneignung und im Lebendigwerden des Fremden bzw. historisch Fernen vollziehe, müsse der neuen Naivität in bezug auf historische Abläufe entgegengewirkt und die Geschichte in ihrer Prozessualität und Differenz zur Gegenwart bewußt gemacht werden.

Es werden Zweifel laut, ob diese Konstruktion zur Erklärung der faktischen Kanonbildung ausreicht. Drews wendet ein, es sei in der jeweiligen Gegenwart nicht voraussagbar, welche Texte kanonisch würden; als ein Beispiel könne man Goethes »Werther« nennen. Der Schulkanon sei durch hochgradige Will-

kürlichkeit gekennzeichnet, zumal was die zeitgenössische Literatur angehe. Die starken Festlegungen in den Lehrplänen seien deshalb äußerst problematisch. Grundsätzlich müsse gefragt werden, ob die Bewältigung von Zukunft durch das Lesen vergangener Texte wirklich erleichtert werde. Daß die Lektüre von Klassikern »sittigend« und veredelnd wirke, sei wohl eine Bildungsillusion. Man müsse nur an die Rolle der bürgerlichen Intelligenz bei der Heraufkunft des Nationalsozialismus denken. Er, Drews, plädiere gegenüber der hohen Konventionalität dessen, was bisher an den Schulen gelehrt werde, für eine fließende und unklassische »Kanonbildung«.

Die Vertreter sowohl der praktischen als auch der wissenschaftlichen Literaturkritik sehen sich ihrerseits dem Vorwurf ausgesetzt, der Schuldidaktik keinerlei Orientierungshilfe zu bieten. Es wird darauf hingewiesen, daß dieses völlige Auseinandertreten der Bereiche das Ergebnis einer langen wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung sei. In ihren Anfängen war die Germanistik auf die Etablierung einer deutschen Nationalliteratur und die damit einhergehende Hochschätzung der mittelalterlichen Literatur verpflichtet. Lediglich mit der Einführung der Neugermanistik um die Mitte des 19. Jahrhunderts, die die ältere mediävistische Literaturwissenschaft ablöste, leistete die Wissenschaft vorübergehend einen Beitrag zur kanonischen Orientierung der Schulen. Im weiteren 19. Jahrhundert wurde die eigentlich literaturkritische Bewertung von Werken immer mehr der Schulpolitik überlassen. Angesichts dieser Tradition, so Müller-Michaels, müsse man auf der Frage bestehen, warum sich die Literaturkritiker der Verantwortung entzögen, »bleibende« Texte zu statuieren. Als Didaktiker stehe er unter dem Berufszwang, bei Kanonrevisionen Entscheidungen zu fällen. Im übrigen verlaufe die Kanonbildung sehr kontinuierlich; es gebe in dieser Hinsicht auch kaum eine Differenz zwischen der DDR und der BRD.

Den schärfsten Angriff richtet Mattenklott auf die Normierungen des Deutschunterrichts. Er nennt den Deutschunterricht eine schwere Hypothek für ein vitales Verhältnis zur Literatur. Die Literaturdidaktik trete dabei als eine Art Literaturpolizei auf. Sie betreibe ein »making sense business« mit staatstragender Wirkung. Sie verfolge »unschuldige Leselüste«, indem sie die Schüler durch schulische Behandlung ihrer Lektüren auskunftspflichtig mache. Es bestehe aber für diese Sinnstiftungsprozeduren kein gesellschaftlicher Bedarf; Literatur sei »entlassen ins Reich des Luxus und der Moden«. Deshalb lasse sich auch die Privilegierung des Deutschunterrichts gegenüber Musik und Kunst nicht aufrechterhalten.

Gegen diese desillusionierende Einschätzung des didaktischen Werts von Literatur melden mehrere Diskussionsteilnehmer Widerstand an, die sich auch in der Gegenwart zu den Ideen von Bildung und Aufklärung bekennen wollen. Dabei treten die Ansätze zu einer soziologischen und ideologiekritischen Spezifizierung des bürgerlichen Kulturbegriffs wieder in den Hintergrund. Man spricht davon, daß die kanonisierte Literatur eine gemeinsame, kommunikationsfördernde Erfahrungsbasis biete. Die »Sperrung des Fremden« (Lämmert) an den klassischen Werken könne durchaus wohlütig wirken und dazu dienen, den heute herrschenden Zwang des industriellen Innovationsprinzips zu durchschauen.

### *Vorlage Drews (Einfluß von Buchkritiken)*

Drews' Beitrag rückt Aspekte der literaturkritischen Pragmatik und Ethik in den Vordergrund, die schon in der Debatte über den didaktischen Wert von Literatur eine Rolle gespielt haben. Dabei geht es vor allem darum, mit welchem Selbstverständnis und auf welcher ideellen Grundlage Buchkritik unter den heutigen Umständen praktiziert werden kann.

Der Referent eröffnet die Diskussion seiner Vorlage mit dem Vorschlag einer neuen und illusionslosen Funktionsbestimmung der Literaturkritik. In den sechziger Jahren habe die Kritik ein widersprüchliches Image gehabt. Sie sei einerseits der Manipulation bezichtigt worden und habe sich andererseits dem Vorwurf aussetzen müssen, ein bloßes Anhängsel der Marktmechanismen zu sein. In Wahrheit bleibe ihr nur noch die Möglichkeit, eine literarische Kommunikation jenseits von Kaufentscheidungen zu organisieren. Die Lektüre von Rezensionen werde aus Gründen der Zeitersparnis geschätzt, sie gewähre eine indirekte Teilnahme am Buchgeschehen. Das Geschäft des Kritikers sei unter diesen Bedingungen »eine sozusagen hochironische Angelegenheit«. Ohne die Realitäten aus dem Auge zu verlieren, bewegten ihn doch letzte Motivationsreste eines Wirken-Wollens. Im übrigen bekräftigt Drews den Tenor seiner Vorlage, daß die Analyse der Gründe für Kaufentscheidungen in die Kasuistik führe. Ihrer Wirkung nach sei die literaturkritische Kommunikation weitgehend von der Steuerung des Marktes abgekoppelt.

Die Frage nach einer zeitgemäßen Aufgabendefinition des Rezensenten beschäftigt die weitere Diskussion. Im Korreferat untersucht Anz die kulturpessimistischen Untertöne, die er noch aus Drews' offensiver Illusionslosigkeit herauszuhören glaubt. Er fragt, ob sich die These vom Nachlassen der Rezensionswirkung durch Zahlenmaterial zweifelsfrei begründen lasse. Unabhängig von der reinen Faktenlage sei bei Drews als einem der einflußreichsten deutschen Literaturkritiker eine geheime »Furcht vor dem Machtverlust der literaturkritischen Intellektuellen« auszumachen. Generell müßten aber kurz- und langfristige Wirkungen unterschieden werden. Auch andere Diskussionsteilnehmer stellen in Abrede, daß die Wirkungslosigkeit des Rezensenten so drastisch sei, wie die Vorlage sie darstelle. Es werden die empirischen Möglichkeiten erörtert, Wirkungszusammenhänge zuverlässig zu untersuchen. Umfragen hätten ergeben, daß etwa 20% der Buchkäufe durch Kritiken veranlaßt seien. Zudem dürften andere Einflußformen nicht vernachlässigt werden. Die häufige Behandlung eines Autors in Rezensionen könne über dessen Kanonisierung mitentscheiden. Zu denken sei auch an die Nachdrucke von Kritiken in Autor- oder Werkbänden, die eine wichtige Rolle gerade dort erfüllten, wo literaturwissenschaftliche Untersuchungen wegen der größeren Trägheit des universitären Betriebs noch fehlten. Der zeitgenössische Kritiker trage so zur Ausbildung der Literaturgeschichtsschreibung und zur besseren Verständigung über Gegenwartsliteratur bei.

Insgesamt setzt sich aber in der Debatte eine eher skeptische Einschätzung der unmittelbaren Einflußmöglichkeiten von Literaturkritik durch. Diese Skepsis bestärkt einerseits die Vorstellung eines Kulturverfalls, wie sie leitmo-

tivisch das Symposion durchzieht. Man prognostiziert, daß der Anteil »diskutabler Produkte« (Vormweg) und ebenso deren Auflagenzahlen durch den kommerziellen Verdrängungskampf der Verlage weithin zurückgehen werde. Andererseits dient die geäußerte Skepsis als Ausgangsbasis für neue, der Tendenz nach unmelancholische Rollenentwürfe. Mattenklott fordert dazu auf, sich überhaupt von der Vorstellung zu lösen, Rezensenten vermittelten Bücher an Leser. Trotz fehlender Marktfunktion gebe es nach wie vor prominente Kritiker mit einem festen Leserstamm. Man dürfe nicht nur deren Vermittlerrolle im Auge haben. Wichtig sei vielmehr die »symbolische Gegenwärtigkeit« von Büchern in den Medien, auch ohne unmittelbaren Konsum. Wie bei Kunstausstellungen vergewissere sich das Publikum von Zeit zu Zeit, daß »alles noch da« sei. Die Leser liebten den Kritiker als Kulturwart, sie unterhielten eine »sentimentale Anhänglichkeit an das Symbol Buch«.

Dieser Gedanke wird in mehreren Varianten aufgegriffen. Man zeichnet von den Sehnsüchten und Erwartungshaltungen des Publikums her ein Bild der Autoren als »letzten Individuen, die nicht arbeitsteilig, sondern autonom, nicht für eine Institution arbeiten« (Barner). Daran hätten auch die Kritiker teil; sie seien wie im Sport »Helden, die sich bekämpfen«. Aus einer solchen, sozusagen mythographischen Sicht erkläre sich die seltene Wirkung einzelner Bücher bei einer großen repräsentativen Wirksamkeit der Literatur insgesamt. Das sei möglicherweise schon immer so gewesen. Was etwa die Begründung der deutschen Nationalkultur im 18. Jahrhundert angehe, müsse der Anteil der Kritiker daran »in der Summe« gesehen werden. Lämmert stellt dieses Heldenbild des Schriftstellers, der das repräsentative Ich des aufsteigenden Bürgers verkörpere, wiederum in eine spätzeitliche Perspektive. Heute sei davon nur noch ein »Restspuk« vorhanden, die Autoren rückten von der herkömmlichen Rolle ab. Es sei das Kennzeichen eines Spätstadiums, daß Literatur wie Literaturwissenschaft sich mit sich selbst beschäftigten. Glücklicherweise sei die Literaturkritik als dritte Kraft wegen ihrer Publikumsausrichtung nicht imstande, in diesen »traurigen Fehler« zu verfallen. Sie biete daher Hoffnung, der allgemeinen Regression auf die Lust, die Funktionsfrage nicht mehr zu stellen, zu widerstehen.

In seinen abschließenden Bemerkungen führt Drews den Eindruck von Leerlauf, den der literaturkritische Betrieb erwecke, auf das Fehlen hoffnungsvoller gesellschaftlicher Bewegungen zurück. Es gebe kein »gesellschaftliches Projekt«. 1968 habe die Selbsttäuschung der Literaturkritik in bezug auf ihre eigene gesellschaftliche Relevanz beflügelnde Wirkung ausgeübt. Das heute drängendste Problem, »die ganz simple ökologische Rettung der Erde«, habe wenig oder nichts mit Literatur als solcher zu tun. Daher rühre die Hohlheit, die »Erfahrungsgesättigtheit« der derzeitigen Buchprodukte. Die zeitgemäßen Erfahrungen ließen sich sozusagen belletristisch nicht abbilden. Was die Zukunft der Literatur angehe, so sei ein stetiger Prestigeverlust des Lesens wegen seiner Unwichtigkeit für die heutige Repräsentationskultur abzusehen. Für seine eigene Tätigkeit aber, so Drews mit einer spätaufklärerischen Pointe, gelte nach wie vor, daß mit dem Lesen guter Bücher »die Dummheit abnehme«.

*Vorlage Vormweg (praktische Literaturkritik)*

Wie schon bei den vorausgehenden Vorlagen trägt auch die Debatte von Vormwegs Beitrag stark persönlich-bekennnishafte Züge. Vormweg spricht einleitend davon, daß er seine These von der notwendigen Subjektivität literaturkritischen Urteilens im Symposion bestätigt finde. In dieser Hinsicht könne auch die Literaturwissenschaft noch von der Tageskritik lernen und sich größere Wertungsspielräume zugestehen. Wenig Beachtung scheinete dagegen die Sprachproblematik der Spätmoderne zu finden, die für ihn außerordentlich wichtig sei. Hier besteht wohl auch noch ein Bedarf nach wissenschaftlicher Aufarbeitung. Er akzentuiert die Tatsache, daß Literaturkritik ein sprachlicher Prozeß sei, ein Schreiben als Antwort auf Literatur, ein Produzieren sprachlicher Aktivität. Die experimentelle Literatur der Spätmoderne habe zu einer radikalen Neubestimmung von Sprache geführt, deren Potential genutzt werden müsse. Für ihn stelle sich Literatur als ein Handeln in der Sprache dar; was den akuten außerliterarischen Problemdruck angehe, könne avancierte Dichtung als Medium dafür dienen, »Ökologie in die Sprache zu holen«.

Es entspinnt sich eine kleine Kontroverse darüber, ob die Behauptung in Vormwegs Vorlage zutrifft, die lebhafteste Literaturkritik der 68iger Zeit sei politisch abgedrosselt worden. Die Gegenthese lautet, daß es sich nur um eine Regulation des Marktes handelte; die damaligen Intellektuellen hätten ihre publizistische Reichweite eklatant überschätzt. Die Abschwächung des vor allem durch Adorno vertretenen emphatischen Kunstbegriffs habe zum »Abkippen des Selbstreflexionsprozesses der Literaturkritik« geführt (Drews). Andere Diskussionsredner wollen diesen Niedergang der Kunstempfindung als eine Chance verstanden wissen. Ein hochemphatischer Literaturbegriff, so wird zu bedenken gegeben, könne breiten Kreisen potentieller Leser den Zugang zu Büchern versperren. Die Frage sei, ob eine weniger esoterische Literaturkritik, die sich auch der neuen Medien – vor allem des Fernsehens – bediene, ihr Anliegen dem Publikum gleichsam »durch die Hintertür« (Corbea-Hoisie) vermitteln könne.

Die folgenden Diskussionsbeiträge kreisen um das Stichwort »Ende der Buchkultur«. Gumbrecht fragt nach den Konsequenzen einer solchen kulturkritischen Diagnose. Wenn das Zeitalter des Buches zuende gehe, entstehe ein starker Rechtfertigungsdruck auch auf viele angestammte akademische Diskurse. Es scheinete aber die stillschweigende Prämisse des Symposions gewesen zu sein, dieses dem eigenen Selbstverständnis gefährliche Problem gerade nicht zu thematisieren. Er entwirft drei mögliche Optionen für die Geisteswissenschaften. Die erste bestehe im simplen Austausch des Objekts: statt der Literatur würden dann die Medien im allgemeinen verhandelt, die Behandlungsweise bleibe aber dem angestammten Schriftmilieu verhaftet. Als zweite Möglichkeit ergebe sich eine Art Gralshütentum der außer Kurs gesetzten Bücher. Die beleidigte Attitüde der Dekonstruktivistinnen sei in diesem Sinn zu verstehen. Drittens könne sich aber aus der neuen Lage so etwas wie eine Emphase der Schrift ergeben. Die Herrschaft der anderen Kommunikationsformen weise den Schriftmedien einen neuen Stellenwert zu. Das erfordere vor allem eine

neue Aufmerksamkeit auf die Materialität des Mediums. An der Philosophie in Deutschland gehe diese Entwicklung allerdings weitgehend vorbei.

Gegen diese Herausforderung werden von anderen Diskussionsteilnehmern die bewährten kulturellen Verhaltensweisen zur Geltung gebracht. Man verweist nochmals auf den Vorbildcharakter von Lessings Ethik des Selbstdenkens. Von Seiten der Philosophen wird eingewandt, daß Philosophie noch nie ihre Zeit gedeutet habe und daß auch das Zeitalter des Buches nicht vorbei sei; es werde immer Literatur geben. Demgegenüber geht Mattenklott noch schärfer mit der wachsenden Antiquierung der Geisteswissenschaften ins Gericht. Die »sentimentale Hinneigung zu den Bildmedien«, die sich im gegenwärtigen Wissenschaftsbetrieb bemerkbar mache, sei die Angelegenheit einer Generation, die den Einbruch des Fernsehens noch immer nicht verkräftet habe. Bei den Heranwachsenden erzeuge der tägliche Umgang mit Computern eine neue und spezifische Vertrautheit mit dem Medium Schrift. Darauf müsse sich die Literaturwissenschaft ausrichten. Drews spricht aus seiner Erfahrung als Literaturkritiker davon, daß klassische Moderne und Avantgarde einen Grad von Selbstreflexion und Intellektualität erreicht hätten, den es zu halten gelte. Eine Literaturkritik, die in dieser Weise ästhetisch »auf der Höhe der Zeit« bleibe, brauche sich nicht vor anderen Wissenschaftsdisziplinen zu verstecken.